

Musik
★★★★
Klang
★★★★

Mayr, Saffo; Lauren Brown, Markus Schäfer, Jaewon Yun u. a., Mitglieder des Chors der Bayerischen Staatsoper, Simon Mayr Chor, Concerto de Bassus (2014); Naxos (2 CDs)

Bescheidenheit sei eine Eigenschaft, die vom Bewusstsein der eigenen Fähigkeiten herrühre, formulierte der Maler Paul Cézanne. Ob sich diese Erkenntnis auch dem Komponisten Johann Simon alias Giovanni Simone Mayr (1763-1845) aus dem oberbayerischen Mendorf eröffnete, können wir nicht sagen. Auf jeden Fall drängte Mayr sich nie vor, obwohl der 1789 nach Italien abgewanderte Komponist die Geschichte der italienischen Oper beträchtlich beeinflusst hat. Nicht nur als Lehrer Gaetano Donizettis, sondern auch mit fast 70 eigenen Bühnenwerken. „Saffo“, seine erste Opera seria, 1794 an Venedigs Fenice uraufgeführt, schildert die lange, unerwiderte und erst im Lieto fine sich erfüllende Liebe der Dichterin Sappho zum Jäger Phaon; das in Sachen Mayr äußerst umtriebige Label Naxos hat nun auch dieses Werk als Ersteinspielung auf den Markt gebracht. Musikalisch scheint es die Klarheit der Wiener Klassik mit dem Belcanto Italiens zu verbinden. Schon die Ouvertüre duftet ein wenig nach Mozarts Prager Sinfonie; später darf man durchaus auch an „Idomeneo“ denken oder an „Die Zauberflöte“. Die Sängerriege dieser Einspielung legt sich mächtig ins Zeug; Andrea Lauren Brown verströmt als Saffo ihre Seele, scheint aber in dramatischen Momenten (etwa in der Arie „Pallida morte, vieni“ im zweiten Akt) an Grenzen zu kommen. Die Koreanerin Jaewon Jun ist ein zarter Jäger Faone (ursprünglich eine Soprankastraten-Partie); Markus Schäfer porträtiert Saffos unglücklichen Verehrer Alceo engagiert, Marie Sande Papenmeyer als Amfizione (Pythia) präsentiert einen schönen Mezzosopran. Die italienische Aussprache könnte freilich insgesamt idiomatischer sein. Der Organist Franz Hauk, Dirigent dieser Einspielung (nach konzertanten Aufführungen 2014 im oberbayerischen Neuburg an der Donau) interpretiert die Partitur mit sachlicher Kompetenz.

Gerhard Persché



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Orff, Gisei – Das Opfer op. 20; Ryan McKinny, Ulrike Helzel, Markus Brück, Elena Zhidkova u. a., Deutsche Oper Berlin, Jacques Lacombe (2012); cpo

Das Label cpo setzt seine Reihe von Opern-Wiederbelebungen fort: mit einem Frühwerk von Carl Orff, das rundum verblüfft. „Gisei – Das Opfer“ ist ein knapp einstündiges Musikdrama, das nicht nur viele Zeugen der Uraufführung vor sechs Jahren im Opernhaus Darmstadt überzeugte. Es frappt auch im Mitschnitt aus der Deutschen Oper Berlin. Am selben Abend wurde dort Felix Weingartners Einakter „Die Dorfschule“ gespielt, der sich auf dieselbe literarische Vorlage stützt und ebenfalls jetzt bei cpo erschienen ist. Der 17-jährige Orff stand 1913 inmitten seines zweijährigen Kompositionsstudiums, mit dessen Inhalten er nicht viel anfangen konnte. Dafür aber mit den Partituren Claude Debussys. Dazu passte sein großes Interesse an fernöstlichen Klängen und Texten. Für „Gisei – Das Opfer“ hat Orff sich die deutsche Übersetzung des japanischen Theaterstücks „Die Dorfschule“ von Takeda Izumo zu eigen gemacht. Die Handlung dreht sich um ein Elternpaar, das in Folge politisch-kriegerischer Entwicklungen den eigenen Sohn opfert. Ein Sujet von antiker Größe. Von „Gisei – Das Opfer“ lassen sich schon deshalb manche Verbindungslinien zu Orffs späten Werken ziehen. Musikalisch befindet er sich 1913 ganz in der zum Bersten gespannten Nachromantik und baut doch gleichzeitig schon eine Distanz zu ihr auf: Orffs Charakter war es bereits in jungen Jahren fremd, Klänge von der Sprache und der menschlichen Körperlichkeit zu entkoppeln. Die Solisten der Deutschen Oper Berlin füllen das Werk mit plastischer Dramatik, vor allem die Mezzosopran Ulrike Helzel und Elena Zhidkova sowie die Baritone Markus Brück und Ryan McKinny packen den Hörer. Das Orchester unter Leitung von Jacques Lacombe bietet eine spannende Wiedergabe, der dezent eingesetzte Chor gefällt klanglich sehr gut. In späteren Jahren hat Orff sich sehr von diesem Frühwerk distanziert – zu Unrecht.

Johannes Schmitz



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Weingartner, Die Dorfschule; Simon Pauly, Clemens Bieber, Fionnuala McCarthy u. a., Orchester der Deutschen Oper Berlin, Jacques Lacombe (2012); cpo

Brahms vermittelte ihm ein Studienstipendium, Liszt gab ihm Klavierunterricht. Die außerordentliche Begabung Felix Weingartners lag schon früh auf der Hand. Als Komponist fühlte er sich, doch weltberühmt wurde er als Dirigent – spätestens nachdem er an der Wiener Hofoper die Nachfolge Gustav Mahlers übernommen hatte. Was zur Folge hatte, dass die Musikwelt fortan seine Kompositionen unter der Rubrik Kapellmeistermusik subsumierte.

So ist es bis heute geblieben. Und „Die Dorfschule“, ein kurzer Einakter, 1920 an der Wiener Staatsoper uraufgeführt, ist nicht unbedingt dazu geeignet, diese Einschätzung zu korrigieren. Er basiert auf einem traditionellen japanischen Stoff. Der westeuropäische Blick auf fernasiatische Kulturen, auf Japan und China, lag damals – spätestens seit Puccinis „Butterfly“ und Mahlers „Lied von der Erde“ – im Trend. Interessanterweise verzichtete Weingartner in seiner Partitur ganz auf klangliche Anleihen an asiatische Musiktraditionen. Vielmehr bewegt sich seine Musik sozusagen im angeregten Konversationsston, im besten Fall an den ambitionierten Stil von Richard Strauss erinnernd, dann aber auch wieder durchsetzt mit unverhohlenen romantischen Klängen.

Von einem eigenen, persönlichen Stil wird man hier dennoch nicht sprechen können, zu disparat – wohl auch zu sorglos aneinandergereiht – wirken die stilistischen Elemente. Wobei es im Orchester immer wieder zu klanglich subtilen Farbklingen kommt, die zeigen, dass Weingartner nicht nur als Dirigent, sondern eben auch als Komponist magistral über ein Orchester zu gebieten verstand. Der vorliegende Mitschnitt aus der Deutschen Oper Berlin profitiert von Jacques Lacombes umsichtiger, engagierter Leitung, und das mit Rollen reich besetzte Solistenteam ist ebenso lebendig und mit spürbarem musiktheatralischem Eifer bei der Sache.

Werner Pfister

Ein Monat à la italiana

Oper auf DVD und Blu-ray:
– die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen.

Ein ergiebiger DVD-Monat à la italiana. Denn zwei von drei Aufnahmen sind Katalogpremierer, das heißt, man konnte sich bisher optisch nur schwer ein Urteil bilden über die Wirkungsmöglichkeit, vielleicht sogar – gewalt dieser Stücke; denn schließlich ist Musiktheater immer zugleich Sehen und Hören. Was freilich nicht für das szenische Doppel der raren Barock-Intermezzi „La Dirindina“ des im Gegensatz zu seinem Vater Alessandro eher opernabstinenten, mehr für seine Cembalosonaten bekannten Domenico Scarlatti und „Pimpinone“ von Tomaso Albinoni gilt. Letzterer Stoff, uraufgeführt 1708, wurde ungleich berühmter in der 17 Jahre jüngeren Hamburger Fassung von Telemann.

Intermezzi mit ihren archetypischen, meist der Commedia dell'arte entlehnten Inhalten gab man als lustige Zwischenspiele in den Pausen ernster Opern. Deshalb besteht „Pimpinone“ aus drei 15-minütigen Teilen, in denen erzählt wird, wie eine gewitzte Magd einen alten, reichen Mann zur Heirat verführt und ihn sich dann gefügig macht. Das ist mit seinen kurzen Arioso leicht zu singen und gefällig darzustellen, es gipfelt in einem etwas raffinierteren Finalduett.

Die farsetta „La Dirindina“ hat ebenfalls eine typische Vorlage: Ein junges Mädchen möchte Sängerin werden und sieht sich unerfahren diversen Verführungen ausgesetzt – eine gute Gelegenheit, die zeitgenössischen Opernzustände satirisch aufs Korn zu nehmen. Von Satire oder Raffinement ist freilich bei den hier veröffentlichten Aufführungsmitschnitten aus dem Teatro Academico in Castellfranco Veneto nichts zu spüren. Mit provinziellen Akteuren und Instrumentalisten wurde sehr durchschnittlicher italienischer Opernalltag eingefangen.

Weit mehr war beim 42. Festival della Valle d'Itria im apulischen Martina Franca zu erleben. Wie immer stand da im Hof des Palazzo eine Freiluftbühne, diesmal mit



Brunnen, Treppen und Statuen geschickt als Fortsetzung der Architektur ausgegeben, als kleinstädtischer Außen- wie Innenraum mit Neonlichtern und auch für die entsprechende mystische Atmosphäre sorgend, wenn die mezzooergelnde Fee La Comare in Gestalt der klangsatten Romina Boscolo auftaucht. Die Dame ist aber in Wirklichkeit der Tod, die dem etwas dämlichen Schuster Crispino einreden will, er könne sein Schicksal als ungelerner Doktor verbessern.

Doch weil „Crispino e la Comare“, die 1850 in Venedig uraufgeführte Oper der Gebrüder Luigi und Federico Ricci, eine der erfolgreichsten Buffas des 19. Jahrhunderts wurde, geht es natürlich gut aus: Der beweglich bassbaritonplappernde Domenico Colaïanni (Crispino) kehrt reumütig zu seiner schnippischen Frau Annetta (eine erfreuliche Wiederbegegnung mit der nach einer missglückten Ohroperation von der

internationalen Bühne verschwundenen Stefania Bonfadelli) zurück. Alle Beteiligten haben sichtlich Spaß, Jader Bignamini lässt das Orchester hübsch moussieren, und deshalb amüsiert man sich auch als Zuschauer über die gefällige, nach bewährten Komik-Schemata sprudelnde Musik.

Selten wird zwar auch Giuseppe Verdis „Macht des Schicksals“ gegeben, weil sie aufwendig und schwer zu besetzen ist. Trotzdem ist die vokal großartig besetzte Münchner Produktion aus dem Jahr 2014 bereits die zehnte „Forza“ im DVD-Katalog. Sie wird unter der müden, lahmen Leitung von Asher Fish ein Triumph des Singens über den Rest des Opernabends. In einer dramaturgischen Irrfahrt ohnegleichen geht es über spanische und italienische Schauplätze, Protagonisten verschwinden und tauchen Akte später wieder auf. Die Figuren führen keinerlei Entwicklungen vor. Hier lodern und wabern nur emotionale Extremzustände aus Liebe, Angst, Hass und Mordlust, gewürzt mit katholischer Verzückung.

Martin Kusej, eher ein schnaufend grobmotorischer Handwerker als ein feinfühlicher Stilist, will es aber trotzdem realistisch – mit gewissen Brüchen im strengen Fifties-Beton-Look, wo die dreiköpfige Restfamilie, umsorgt von Dienerschaft, Beichtvater und mafioser Security, sich während der ausladenden Ouvertüre zum Mahl versammelt hat. Draußen, vor den wehenden Vorhängen, das ist klar, lauert das Verhängnis. Tochter Leonora spielt nämlich heimlich mit einem Schmuttkind: Der Blaustrumpf hat sich in einen Underdog verliebt, mit dem sie gleich nach dem Dessert auf und davon will. Dieses Inka-Halbblut namens Alvaro ist Jonas Kaufmann.

Der erobert sich sofort die Szene, sehnig, schlank, mit unmöglicher Vokuhilazopfmatt, die Stimme wie ein Gummiband ausfahrend und zurücknehmend, niemals von Reserven schöpfend oder an Grenzen geratend. Der Alvaro aber liegt ihm ideal, aus der französischen Tradition mit viel Mittellage und bewusst platzierten Spitzentönen kommend. Ihm zur Seite, ihn vollkommen ergänzend im totalen Kontrast – Anja Harteros. Mädchenhaft durchscheinend, lyrisch verschattet in der Tiefe, mit einer hellen, silbrigen, absolut sicheren Höhe. Der zurückhaltende, edelbaritonale, ohne Fanatiker-Beimischung auskommende Ludovic Tézier ist ein in seiner einfältigen Bösartigkeit schon von Verdi undankbar angelegter Bruder. Warmstimmig gibt Vitalij Kowaljow den gefühlkalten Vater. Der gemütspralle Renato Girolami als greinender, schimpfender Pförtnerbruder Melitone lässt es ein wenig menscheln. Die erdig-brustige Nadia Krasteva ist die kriegshetzende Preziosilla.

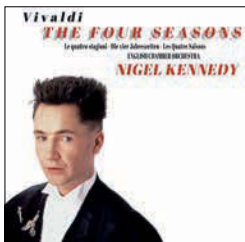
Manuel Brug

Albinoni, Pimpinone; **Domenico Scarlatti**, La Dirindina; C. Torriani, E. De Simone, F. P. Castiglioni, Le Humane Virtù, A. Busetini, Lo Splendore di San Marco, D. Bortolato. Regie: C. Torriani (2014); Dynamic (DVD)
Ricci, Crispino e la Comare; D. Colaïanni, S. Bonfadelli u. a., Orchestra Internazionale d'Italia, J. Bignamini. Regie: A. Talevi (2013); Dynamic (DVD)
Verdi: La Forza del Destino; J. Kaufmann, A. Harteros, L. Tézier u. a., Bayerische Staatsoper, Asher Fisch. Regie: Martin Kusej (2014); Sony Classical (Blu-ray)

Zurück in die Zukunft

Columbia-Aufnahmen aus den Sechzigern klingen in Neuauflagen von Speaker's Corner besser denn je. Und auch Nigel Kennedys „Vier Jahreszeiten“ gibt es nun auf Vinyl.

Retromania! – Sehnsucht nach gestern“ hieß im vergangenen Herbst ein Arte-Feature, das klischeesatt angekündigt wurde: „Ist Retro ein Lebensgefühl? Schallplatten, Tellerröcke und Electroswing zeigen: Mode und Artefakte vergangener Zeiten sind beliebter denn je. Ist es pure Nostalgie oder die Einfallslosigkeit heutiger Generationen, die den Rückgriff auf die Vergangenheit erforderlich macht?“ Einfallslos – ist keiner der Fernsehheinis auf die Idee gekommen, dass das etwas in Vergessenheit Geratene schlicht besser ist als mittelpträgliche Gegenwartsprodukte? Dass sich aus Vinylchlorid und Vinylacetat eine Masse herstellen lässt, in die sich Rillen pressen lassen, aus denen die Musik im meisten Fall prächtiger und lebendiger klingt, als wenn digitale Audiodaten aus „verlustbehafteter Kompression“ (so euphemistisch erklärt Wikipedia mp3) die Quelle des Missvergnügens sind? Nun ist das mit dem Digitalen so eine Sache. Genuin digitale Produktionen können auch von der Schallplatte profitieren, auf die Wandler kommt es an. Ein schönes Beispiel bietet die Vinyl-Wiederauflage von Nigel Kennedys „Vier Jahreszeiten“. 1989 waren Vivaldis Violinkonzerte bei EMI herausgekommen, der „Sommer“ landete in den Popcharts, kletterte dort auf Platz drei, das ganze Album, auf dessen Cover Baby-Face Kennedy mit hochgebürstetem Haar den Klassik-Punk gab, verkaufte sich mehr als drei Millionen Mal. Musikalisch ist das aus einer anderen Zeit, der „Frühling“ kommt doch arg füllig dahergetänzelt: Das haben historisch informierte Aufführungspraktiker längst rockig-rauer präsentiert. Im „Sommer“ packt Kennedy dann etwas



Live-Mitschnitts von Vladimir Horowitz' Rückkehr auf die Konzertbühne nach zwölf Jahren Pause am 9. Mai 1965. Ein audiophiler Knüller war das Columbia-Doppelalbum nie, ein Grund waren die Umstände in der Carnegie Hall. Aber jetzt hat schon der Begrüßungsapplaus eine räumliche Dimension gegenüber den CD-Ausgaben. Wenn Horowitz loslegt auf seinem eigenwillig intonierten Steinway,

fester zu – und man ahnt, was damals an dem Album faszinierte. Auch klanglich bietet die Platte sonore Fülle, wenn die G-Saite in den Schlusskadenzen unter Druck schwingt. Als Medium für Streicher ist die gute alte Schallplatte, was das Auflösungsvermögen betrifft, nicht zu toppen.

Von Speaker's Corner aus dem hohen Norden kommt Igor Strawinskys Violinkonzert samt originaler Kopplung, der „Sinfonie in drei Sätzen“. Ein Columbia-Klassiker mit dem Komponisten am Dirigentenpult und Isaac Stern als Solisten. Stern, der das Konzert vorher nicht gespielt hatte, war nicht Strawinskys erste Wahl, er hätte es lieber mit Eudice Shapiro aufgenommen. Die Plattenfirma bestand auf Stern, der prominenter war. Sterns sprechendes Spiel hat eine gewisse russische Saftigkeit, die nicht ganz zum neoklassischen Duktus passt. Der Geiger war nie ein Virtuose höchster Ordnung, und seine Intonationsprobleme sind Legion, hier halten sie sich in Grenzen. Eine Platte, die klanglich Spaß macht, recht direkt abgenommen hat der Geigenton mehr Schmelz als in der jüngst neu gemasterten Stawinsky-CD-Edition (Sony Classical).

Ein toller Coup ist auch Speaker's Corners Veröffentlichung des berühmten

hat das Instrument sehr viel mehr Körper, die Basslage ist runder und fülliger, der Diskant nicht mehr so klirrend, selbst der berühmte Falschgriff gleich im ersten Takt des Eröffnungstücks, Bach-Busonis Orgel-Toccata C-Dur, klingt weicher. Über den Abend, die Werke (Schumanns Fantasie op.17!), Horowitz' ingenüoses Spiel braucht weiter nichts gesagt zu werden: ein Platten-Klassiker. Jetzt im definitiven Klanggewand. Wegen der Spieldauer fehlen bedauerlicherweise einige Miniaturen, darunter zwei späte Liszt-Stücke, die den Komponisten als Ahnherren der Moderne ausweisen.

Kürzlich hat die luxemburgische Pianistin Cathy Krier das vergangene Klavier-Jahrhundert mit Werken von Berg, Schönberg, Zimmermann beleuchtet, die CD hat berechtigt fünf Sterne im FONO FORUM erhalten (12/2015) – allein Bergs Klaviersonate sind sie wert. Nun bringt der Labelchef Andreas von Imhoff auch LPs heraus und hat als eine der ersten Veröffentlichungen Kriers Konzeptalbum gewählt.

Zum guten Schluss eine schlechte Nachricht. Fußnote zur großen CD-Box aus Anlass des Hundertsten von Elisabeth Schwarzkopf: Die Plattenausgabe der „Vier letzten Lieder“ von Strauss mit George Szell am Pult klingt ziemlich nach Plastik. Für fünf Pfund bekommt man in London eine hervorragende Pressung aus den Siebzigern, die dieser Neuauflage klanglich weit überlegen ist.

Götz Thieme

Vivaldi, Vier Jahreszeiten; English Chamber Orchestra, Nigel Kennedy (1989); Warner Classics (LP)

Strawinsky, Violinkonzert, Sinfonie in drei Sätzen; Isaac Stern, Columbia Symphony Orchestra, Strawinsky (1961); Columbia/Speaker's Corner (LP)

Vladimir Horowitz, An Historic Return, Horowitz at Carnegie Hall (1965); Columbia/Speaker's Corner (2 LPs)

Cathy Krier, Berg, Schönberg, Zimmermann, Piano – 20th Century (2015); Cavi-music (LP)

Strauss, Vier letzte Lieder; Elisabeth Schwarzkopf, Radio-Symphonie-Orchester Berlin, George Szell (1965); Warner Classics (LP)